

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 12

Artikel: "Tour de Suisse"
Autor: Bürki, Roland
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638929>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

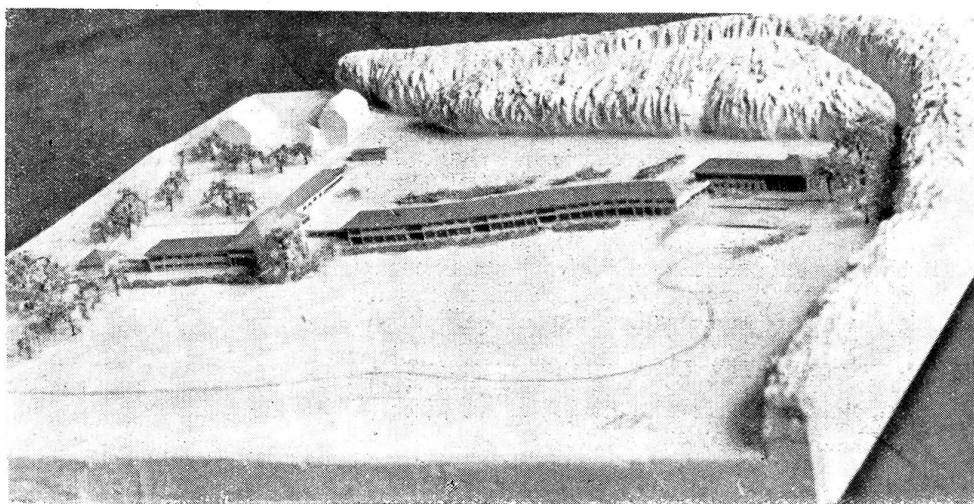
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir beglückwünschen unsere Bürgererschaft zu dieser schönen Lösung. Daß dieser Geist siegte, ehrt die leitenden Männer. Das Preisgericht, dem auch der feinsinnige Professor Theodor Fischer, München, angehörte, erklärt den erstprämiierten Entwurf als Grundlage für die Ausführung geeignet. Es empfiehlt dem Kleinen Bürgererrat, dem Verfasser des Projektes die weitere Behandlung der Bauaufgabe zu übertragen. Wir hoffen, es sei unserer Bürgererschaft vergönnt, recht bald an die Ausführung herantreten zu können. Vergessen wir nicht, daß mit den bürgerlichen Waisenhäusern der Einwohnergemeinde eine bedeutende Aufgabe abgenommen wird.

Dr. J. D. Kehrl.



Modell des erstprämiierten Entwurfes für die neuen bürgerlichen Waisenhäuser beim Schofaldenholz.
Verfasser: Architekt Rudolf Benteli, Zürich.
(Druckstock „Berner Tagblatt“.)

„Tour de Suisse“.

Von Roland Bürki.

„Rinaldi gewinnt, ihr könnt sehn, Rinaldi wird der Erste.“ — „Ja, aber wenn der Bula kommt, dann ist es mit Rinaldi vorbei, der Bula, das ist ein ganz genauer.“ — „So, und der Stettler, und der Büchi, und der Geyer und Erne, und der Pipoz? Was denkt denn, he?“ — „Ich glaube halt, der Heimann, der wird gut.“ — „Ja, du mit deinem Heimann!“ — „So, schweig nur, du, den Heimeli kenn' ich ganz genau, das ist ein raffiger, dem habe ich jeden Tag den Karren gepukt und jedesmal zwei Franken dafür bekommen.“ — „Aber vielleicht hat sich Egli wieder nachgemacht.“ — „Ha ha, der Egli, der ist doch eine Flasche!“ — „Nein, der Egli ist keine Flasche. Er bekommt nur immer Abzesse, wenn er lange fährt.“

So tönt es eine Woche vor der Tour de Suisse durch das ganze Schulhaus. In der Pause, vor und nach der Schule, in allen Ecken und Gängen und auf dem Schulhausplatz, überall stehn die Buben in Gruppen beisammen und verhandeln das kommende, große Ereignis. Zeitschriften und Zeitungen zirkulieren herum, Bilder der Rennfahrer werden ausgetauscht. Die Kinder sind nervös, wie elektrifiziert. Jedes zweite Wort ist „Tour de Suisse“.

Der Lehrer überlegt sich, wie er sich zu dem alles überflutenden Sportgeist in seiner Klasse einzustellen hat. Soll er sich ablehnend verhalten, schimpfen und diesen verrückten Jungen einmal gehörig die Meinung sagen? Gewiß, man nimmt heute mit Recht vielerorts Anstoß an dem großen Interesse der Jugend, das ununterbrochen der sportlichen Betätigung zufließt; aber kann man das Wasser eines mächtigen Flusses aufhalten oder zurückschiden?

Der Lehrer wird nicht schimpfen und Verweise geben oder gar mit Gewalt etwas erzwingen wollen, das nicht möglich ist. Er sucht zu verstehen, geht auf das Interesse seiner Schüler ein, er wartet ab und überlegt, um eine Lösung zu finden, und gleich hat er auch schon die ganze Kinderschar auf seiner Seite. Neuigkeiten und Bilder fliegen ihm nur so zu. Er wird mit allen Rennfahrern und der ganzen Route bekannt gemacht, die Kinder tragen ihm die kleinsten Dinge zu. In der Pause gruppieren sich die Buben um ihn herum, und sogar die Mädchen machen mit. Jetzt hat er sie. Er ist ihr Mittelpunkt in dem ganzen Interesse und Geschehen, aber auch — — — ihr Führer.

Der große Tag ist gekommen. In fiebriger Spannung türmen die Kinder ins Schulzimmer herein und umringen

den Lehrer. Mit erhitzten Gesichtern und entsprechenden Bewegungen erzählen sie ihm die letzten Nachrichten. Das plappert und sprudelt durcheinander, so daß man kaum sein eigenes Wort versteht. Plötzlich aber unterbricht der Lehrer die erregte Schar: „Hört, Buben und Mädels, da ihr ein so großes Interesse zeigt, ist es am besten, wir gehen gleich selber hin und schauen uns heute Vormittag die Straße etwas genauer an, auf der die Renner durch unser Dorf fahren werden.“

Die Kinder jubeln und klatschen in die Hände und tanzen vor Freude wie die Indianer im Zimmer herum. „Ai, das ist raffig! Ai, tschent!“ rufen sie ein übers andere Mal. Die Begeisterung will kein Ende nehmen. Schließlich aber bricht der Lehrer doch auf und wandert mit dem jungen, lebensprühenden Völklein durch das Dorf hinunter.

Beim „Hirschen“ bleibt er stehen und betrachtet seine Klasse. Etwas schelmisch zieht er ein zusammengerolltes, zehn Meter langes Meßband aus der Tasche. „Jetzt wollen wir doch einmal sehn, was die Fahrer hier auf dieser Straße heute Nachmittag für eine Arbeit leisten müssen“, sagt er und übergibt das Meßband den zwei vordersten Knaben: „Hier, Hans und Ernst, beginnt zu messen. Die Strecke vom Bahnhof zum „Hirschen“ mißt gerade tausend Meter, die haben wir schon im letzten Frühling gemessen. Jetzt fahren wir hier weiter. Wir zählen immer zehn Meter dazu.“

Sofort haben sich die Kinder dem Straßenrand entlang in einer langen Reihe aufgestellt. Hans und Ernst beginnen ihre Arbeit, rollen das Meßband auf und legen es auf die Straße. Nach je zehn Metern machen sie einen kleinen Querstrich, und die ganze Gesellschaft läuft mit und zählt: „Tausend Meter, tausendnullhundertzehn Meter, tausendnullhundertzwanzig Meter ...“ Unentwegt und mit wachsender Begeisterung messen und zählen die Kinder weiter. „Tausendfünfhundertachtzig Meter, tausendfünfhundertneunzig Meter, tausendsechshundert Meter“

Nach einer Stunde zieht Ernst einen dicken Strich quer über die ganze Straße. Frikli eilt hinzu und schreibt mit großen Buchstaben in den Straßenstaub: „Zwei Kilometer“.

Jetzt wird ein kleiner Halt gemacht. Die Kinder setzen sich an den Straßenrand. „Ha, der Amberg nimmt diese Strecke im Hui!“ ruft Albert, „der saust nur so vorbei.“ — „Ja, wenn er dann auf dem Dorfplatz oder weiter unten keine Nägel einfährt“, entgegnet ihm Paul, „es gibt immer Leute, die Fahrern Nägel streuen.“ Paul springt auf und eilt zum Lehrer: „Herr Lehrer, gestern, als ich mit ein paar

Anaben auf dem Dorfplatz spielte, kam ein fremder Mann zu uns und sagte: „Wenn der Salomoni vorbei fährt, streut ihm Nügel auf die Straße.“ Er wollte uns Schokolade und ein Paket Nügel geben; aber ich sagte, ich rühre das nicht an. Keiner wollte etwas nehmen.“ — „Aber ich hätt' alles genommen!“ ruft Mario, der Italienerbub, „die Schokolade hätte ich gegessen, und die Nügel hätte ich nach Hause gebracht.“

Jetzt wird die Arbeit wieder fortgesetzt. Zwei neue Anaben werden zum Messen bestimmt, und die ganze Gesellschaft zählt wieder mit im Chor: „Zweitausendnullhundertzehn Meter, zweitausendnullhundertzwanzig Meter ...“

Nach einer weiteren Stunde schreibt Trügli auf die Straße: „Dreikilometer.“ Wieder macht die Klasse einen kleinen Halt, und dann tritt der Lehrer mit seinen fleißigen Zählern den Heimweg an.

Am Nachmittag ist die Spannung noch größer. „In einer Stunde fahren sie vorbei! Dürfen wir auch schauen gehen?“ rufen die Kinder wie aus einem Munde, als der Lehrer ins Schulzimmer tritt. „Hört, Kinder, das geht nicht“, beschwichtigt sie der Lehrer freundlich, „schaut, die Schulkommission wünscht, daß wir Schule halten, und das ist recht so. Aber nur keine Angst, wir machen jetzt die Tour de Suisse auf dem Papier.“ Der Lehrer teilt dünne, große Zeichnungsblätter aus und zeichnet mit den Kindern weitausholende Schleifen darauf. „So, diese Linien stellen die Route der Tour de Suisse dar“, sagt er nach einer Weile zu den Schülern, die ihm mit der größten Spannung folgen. „Nun machen wir hier daselbe, was wir heute Vormittag draußen getan haben“, erklärt er weiter, „wir zählen also von tausend an immer zehn Meter dazu, verwandeln jetzt eine jede Zahl auch noch in Kilometer und Meter und fahren so fort, bis wir zehn Kilometer erreicht haben. Aber schön und deutlich schreiben, sonst gilt es nicht! Wer zuerst das Ziel erreicht, gewinnt einen Farbstift. Der zweite bekommt ein Zeichnungsblatt und der dritte eine neue Feder, und jetzt — — — los!“

Vierzig Kinderhände fahren auf die Zeichnungsblätter nieder. Ein Schreiben und Kritzeln beginnt, als ob die ganze Welt erobert werden müßte. Keines schaut zum andern hinüber, das wäre Zeitverlust, nur weiter, weiter, zählen, rechnen und schreiben! Tour de Suisse! Viktor beißt die Zähne aufeinander, so kommt er rascher vorwärts. Hanneli wirft in einem fort seine vorwichtigen Zöpfe über die Schultern zurück, damit sie ihm nicht mehr in den Weg kommen, und Walter hilft sogar mit der Zunge nach, wenn er seine Maschine um eine Kurve lenkt.

Der Lehrer schreitet im Zimmer auf und ab und spornt die Kinder immer noch stärker an: „Gut so, Fahrer Binggeli, nur weiter, und der Fahrer Pfäffli, der ist schon bei tausendvierhundertzwanzig. Wer ist der erste?“ In höchster Erregung und mit glühenden Backen fressen sich die Kinder durch den großen und oft so langweiligen Zahlenstoff, an dem man sonst einen oder zwei Monate oder noch länger herumknorzen kann. Auch der Letzte begreift die Sache und radelt in einem Tempo die Zahlenreihe hinauf, als ob es gelte, sein Leben zu retten.

„Zehn Kilometer! Fertig!“ ruft Paul triumphierend und wirft erschöpft und leuchtend den Bleistift aufs Pult. Dann lehnt er sich wohligh zurück und streckt seine verrenkten Glieder. Die andern Kinder lassen sich nicht ablenken. Ist man nicht der Erste geworden, nun gut, so reicht es vielleicht zum zweiten Preis. „Fertig!“ ruft Mädi, und streckt dem Lehrer das Blatt entgegen. „Fertig!“ Richard ist der Dritte.

Der Lehrer wartet, bis wenigstens ein Duzend Schüler das Ziel erreicht haben. Dann heißt er die Kinder den Bleistift ablegen und holt die Preise aus dem Schrank. Mit fröhlichen Gesichtern nehmen die Sieger ihre Geschenke

in Empfang. Der Lehrer lächelt befriedigt. Die Einführung des Kilometers und die Erweiterung der Zahlenreihe bis zehntausend ist ihm recht gut gelungen, und zwar an einem Tag.

„Jetzt sind sie durchgefahren!“ ruft auf einmal Max, seine neue Uhr, die ihm der Großvater zum Geburtstag geschenkt hat, in den Händen haltend. „Ungefähr um drei Uhr sollten sie in unserem Dorfe ankommen, und jetzt ist es schon fünf Minuten später.“ Mit staunenden Augen schauen die Kinder ins Weite, als ob sie die Fahrer noch mit einem letzten Blick verfolgen könnten. Wer ist wohl zuvorderst? „Aber der Erste, der bekommt einen schönen Preis“, bemerkt Otto, „ich möchte auch der Erste sein.“ — „Ja, aber der muß seinen Preis auch sauer verdienen“, entgegnet ihm Albert, „denk doch, so zusammengelegt muß der auf seinem Velo durch die ganze Schweiz fahren.“ Albert macht einen Ragenbuckel, ein runzeliges Gesicht, stellt den Unterkiefer nach vorn und duckt sich in seinem Pult zusammen. „Und von der schönen Aussicht hat er nichts“, ergänzt ihn Lisele. „Und trainieren müssen die Fahrer vorher, alle Tage müssen sie üben“, setzt Walter hinzu, „die haben es nicht leicht. Mein Vater war früher auch Velokrennfahrer, er hat mir viel davon erzählt. Mein Vater hat mir auch gesagt, wenn einer etwas erreichen wolle, so müsse er solid leben. Er darf nicht zuviel rauchen und Alkohol trinken, sonst gehen das Nikotin und der Alkohol ins Blut, und dann wird er schwächer und kann nicht mehr viel leisten.“ Bei diesen Worten werden Artur, Ernst und Otto etwas blaß. Sollte ihnen etwa das viele Rauchen nach der Schule und am Sonntag auch geschadet haben?

„Aber jetzt rennt mein Vater nicht mehr“, fährt Walter weiter. „Er hat dann umgefaßtelt und ist Kaufmann geworden.“ Die Schüler staunen. Es handelt sich um den wohlhabenden und angesehenen Kaufmann Rüdli, der ein großes Lebensmittelgeschäft auf dem Dorfplatz besitzt, in einem eigenen Auto im Land herum fährt und vor dem die Kinder immer einen heiligen Respekt haben, weil er auch noch in der Schulkommission sitzt und Schulbesuche machen kann.

„Aber das ist auch eine Leistung, ein solcher Kaufmann zu werden“, sagt nach einer Weile Paul. „Das ist eine große Leistung!“ ruft Willi, „und arbeiten muß einer auch, bis er das geworden ist.“ Walter hält die Hand hoch: „Ja, mein Vater hat mir auch davon erzählt. Er hat ganz klein angefangen. Zuerst war er nur Laufbursche in einem Geschäft; aber er hat sich gut gestellt und ist immer weiter gekommen. Später hat er dann ein eigenes Geschäft übernommen.“

„Unser Vater hat sich auch hinaufgearbeitet“, meldet sich Hans zum Wort, „er war zuerst ein armer Verdingbub; aber er war immer fleißig und geschickt. Dann half ihm ein Mann, damit er studieren konnte. Als er Student war, arbeitete er auch immer fleißig und lebte ganz solid. Er ging nicht in die Wirtshäuser.“ — „Ah, am letzten Sonntagmorgen sah ich einen Mann aus einer Wirtshaus kommen“, ruft hier Werner, „ah, der hatte einen gehörigen Tango. Er sank immer in die Knie und schwankte hin und her, er sagte, jetzt habe er kein Geld mehr, alles verputzt und verjubelt.“ — „Aber mein Vater ist eben nicht in die Wirtshäuser gegangen“, fährt Hans weiter, „er hat sein Geld gespart und fleißig gearbeitet, und so ist er dann Notar geworden.“

„Wenn ich größer bin, will ich Elektriker werden, so wie mein Vater“, bemerkt Rudolf; „aber da muß ich auch fleißig sein und mich anstrengen.“ — „Und ich will Kaiser werden!“ ruft Heinz, „das ist ein schöner Beruf.“ — „Und ich möchte Krankenschwester werden“, klingelt Kätheli mit seinem hellen Stimmlein, „dann habe ich immer viel zu tun und kann den Kranken helfen und ihnen Tee einlöffeln.“

das ist schön.“ — „Gewiß, eine Krankenschwester hat viel Mühe und Arbeit“, unterstützt sie der Lehrer.

„Wißt ihr, was ich einmal sein will?“ fragt Mädeli etwas schelmisch den Lehrer, „Mutter will ich werden, einfach Mutter.“ — „Neh, damit es den Krämer-Kaverli heiraten kann!“ spotten ein paar Buben; aber das Gesicht des Lehrers wird etwas ernster. „Mutter?“ fragt er über die Klasse hin. Da regen sich die Stimmen: „Eine Mutter hat auch viel zu tun!“ — „Eine Mutter muß kochen und abwaschen und die Zimmer aufräumen.“ — „Sie muß waschen und plätten.“ — „Sie muß zu den kleinen Kindern schauen.“ — „Sie muß — sie muß —.“ Eine lange Reihe von Arbeiten stellen die Buben und Mädel auf, indem sie an ihre eigene Mutter zu Hause denken. „Das ist auch eine große Leistung, wenn eine Mutter soviel arbeitet“, fügt Mejerli hinzu. „Und ein Beruf ist das auch“, verteidigt sich Mädeli, das jetzt wieder Mut gefaßt hat, „das ist ein Beruf so gut wie jeder andere Beruf.“ — „Gewiß“, muntert es der Lehrer auf, „es ist der schönste Beruf für ein Mädchen, und deshalb muß es machen, daß es tüchtig wird, damit es dann den vielen Pflichten gewachsen ist.“

Schon lange ist der Schuhmacher-Köbeli unruhig hin und her gerutscht. Er sitzt wie auf Kohlen. Jetzt will er endlich auch zum Wort kommen. „Lehrer!“ plakt er heraus, „aber wenn ich einmal Schuhmacher bin, dann will ich gleichwohl noch Fußball spielen!“ — „Ni, aber dann bringen ihm die Kunden bald keine Schuhe mehr, wenn er immer Fußball spielen geht!“ rufen ein paar Kinder. „Meint ihr etwa, ich wolle dann so krumm werden wie mein Vater“, verteidigt sich Köbeli, „mein Vater kann ja fast nicht mehr gerade stehen, und Gicht hat er auch immer, das kommt von dem vielen Sitzen.“

„Köbeli hat ganz recht“, sagt der Lehrer. „Ja, wenn einer immer nur sitzt und vor sich niederschaut und keine frische Luft hat, wird er halt zuletzt noch krank“, stimmen ihm die Kinder bei. „Es ist gut, wenn einer neben seinem Beruf noch Sport treibt“, bemerkt Hans, „dann bleibt er gesund.“ — „Richtig“, entgegnet der Lehrer, „aber —.“ „Aber nicht übertreiben“, ergänzt Paul, nur soviel, daß man gesund bleibt.“ — „Und wenn einer eine gute Gesundheit hat, kann er auch noch viel mehr leisten in seinem Beruf“, setzt der schlaue Ernst hinzu.

Der Lehrer betrachtet wohlgefällig seine Kinder. Es ist eine aufgeweckte, hoffnungsfrohe Jugend. Man braucht sie nur frisch und fröhlich anzupacken, ihr gesundes Interesse für Leistungen und Anstrengungen auszunützen und in eine Bahn zu lenken, die ihr selbst die größten Vorteile bringt.

40 Jahre Heilsarmee in Bern.

In diesem Jahre begeht die Heilsarmee in Bern ihr vierzigjähriges Jubiläum. Vor vierzig Jahren ist sie von Genf aus, wo sie bereits Fuß gefaßt hatte, nach Bern gekommen. Die Regierung verbot freilich ihr Wirken vom einen Kantonssende bis zum andern, und die Bevölkerung zu Stadt und zu Land bereitete den ersten Salustisten einen wenig herzlichen Empfang. Wohl diese offensichtliche Abneigung beim Volke, die sich in allerhand Quälereien kundtat, veranlaßte unsere regierenden Väter zu diesem Verbote. Wer damals noch jung oder jünger war, der erinnert sich, was alles nicht nur in Bern, sondern in der ganzen Schweiz, an den Aposteln der Heilsarmee verübt wurde, vom harmlosen Schabernak bis zur offenkundigen Verfolgung, ja bis zum Einsteden ins Gefängnis. Die neuenburgische Schriftstellerin L. Combe erzählt in einer ihrer Skizzen, wie eine junge Salustistin „eingesponnen“ wurde, bloß weil sie Heilsarmeeschriften vertrieb und Straßenversammlungen veran-

stalten wollte, und die dann einem Gefangenewart nach dem andern die schadhafte Knöpfe und Kleideraufhänger ausbesserte. Und in den Annalen der Heilsarmee ist die Tatsache verzeichnet, daß eine bernische Pionierin, Fräulein



Hospiz der Heilsarmee, Bern Fellenbergstraße 5.

von Wattenwyl, eingesperrt wurde und die Frau des Gefangenewarters ihr dann die gefangenen Mädchen und Frauen, eine nach der andern ins Gefängnis brachte, damit sie mit ihnen reden würde.

Der heiße Boden, den die Heilsarmee vor 40 Jahren in der Schweiz getroffen hat, steht nicht als Bitterkeit, sondern als eine Erinnerung im Gedächtnis der Salustisten, die damals hier wirkten. Wie kommt es, daß trotz allem die Heilsarmee einen plötzlichen Aufschwung genommen hat, der Herren und Frauen von Rang und Namen an ihre Fußbank brachte, in ihre Reihen als Kämpfer und Kämpferinnen trieb und sie zu einer wertvollen Helferin der Behörden machte? Nicht zum mindesten die Begeisterung, die von ihren Anhängern und ihren Angehörigen ausging und immer noch ausgeht. Heute spottet wohl niemand mehr über den Heilsarmeehut, wenn er irgendwo unvermutet auftaucht.

Bern ist zum Hauptquartier der Schweizerischen Heilsarmee geworden. In Bern werden auch die, welche ihr Lebenswerk der Heilsarmee widmen wollen, in der Militärschule an der Muristrasse ausgebildet. Unsere Stadt bildet also gleichsam den Mittelpunkt der Heilsarmee in der Schweiz. Umso größere Bedeutung kommt dem vierzigjährigen Jubiläum zu. Von hier aus werden die zahlreichen Stationen und Sektionen im Lande herum gebildet und mit Salustisten versehen. Ins Hauptquartier kommen auch die vielen aller Erdteile, die mit der Heilsarmee in Verbindung stehen. Nach Bern kam auch General Booth, der Begründer der Heilsarmee. Und wie manche Entsendung junger und tatensbegeisterter Kräfte nach fernen exotischen Ländern, oder auch die Wiederkunft von Missionaren wurde im Saal der Heilsarmee festlich begangen.

Vor allem aber interessiert uns, was die Heilsarmee auf dem Plage Bern arbeitet. Öffentlich Charakter haben die Armenessen, zu denen die Heilsarmee jedes Jahr die Armen und Einsamen der Stadt einladet, um sie während eines Abends auf das Schönste zu unterhalten und sie überdies noch mit einem mächtigen Paket Lebensmittel zu beschenken. Vom Heim in Köniz kaufen wir wohl Gemüse und Blumen, die von dessen Insassen, meist entlassenen Gefangenen, gepflanzt wurden. Das Heim für alleinstehende Frauen an der Laupenstrasse ist nunmehr zu einer Institution in der Länggasse geworden, die den Frauen nicht nur ein Nachtquartier, sondern einen Aufenthalt auch während des Tages bietet. Die Arbeitsstuben beschäftigen viele Hände.